



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Knies, Richard: Karl Salzer : ein Roman : (zehnte Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

angelegen sein lassen, sind, wenngleich auf ideeller Basis ruhend, keine eigentlichen Wohltätigkeits-, sondern mehr Wohlfahrtsvereine, die weibliche Personen jedes Alters, jedes Standes beraten, ihnen helfen und nur in besonderen Fällen auch pekuniär unterstützen.

Nur den Angehörigen besserer Stände dienen die beiden kolonialwirtschaftlichen Frauenschulen\*) in England, die ihre Zöglinge mehr zu selbständiger Arbeit in den Kolonien erziehen, doch auch oft mit Stellungen in fremden Familien auf dem Lande und in der Stadt versorgen.

Für Emigration von Kindern des kleinen Mittelstandes hat eine Mrs. Wallis in Toronto eine Organisation geschaffen, die vor allem bestrebt ist, den Kindern von Gewerbetreibenden die Vorteile der Auswanderung nach Kanada zu verschaffen.

Rein privater Natur ist das Unternehmen von Mrs. Sanford in Winnipeg; sie erhält von kanadischen Familien, die weibliche Dienstmädchen wünschen, bare Geldvorschüsse, mit denen sie alljährlich nach England reist. Dort engagiert sie emigrationslustige Mädchen, bestreitet die Reisekosten und geleitet sie sicher über das Wasser. Das Reisegeld wird den Mädchen allmählich vom Lohn, der durchschnittlich 480 Mark pro Jahr beträgt, abgezogen. Von hundertachtzehn Mädchen, die Mrs. Sanford in fünf Jahren nach Kanada brachte, haben nur zwei in ihrer Entwicklung nicht befriedigt. Gewiß kein schlechter Erfolg.



## Karl Salzer

Ein Roman

Von Richard Knies

(Zehnte Fortsetzung)

10.

Das ist so dort: Sonntags nach dem Hochamt besuchen sie ihre Toten auf dem Friedhof. Wenigstens so lange tun sie es, als der Schmerz noch frisch ist. Man kann nicht sagen, daß sie allzu empfindsam seien. Bei den meisten heilen die Wunden sehr rasch, die seelischen Wunden. Zuerst ist ja bei den lebhaften Rheinheffen viel Weinen und Wehklagen, aber man hat auch schon erlebt, daß die Töchter eines bereits lange Jahre hindurch franken und nun dem Tode nahen Vaters sich unter Richern und lachender Lustigkeit die Trauerkleider gemacht haben, und, als der Tod dann wirklich eingetreten war, Sturzbrüche von geheultem Leid vergossen.

\*) Arlesley College und Swanley College.

Aber, wie gesagt, besonders in den ersten Monaten nach dem Tode eines Lieben gehen sie eifrig auf den Friedhof. Da blühen die Gräber in aller Pracht; ja, sie sind stolz auf ihre Gräber. Man kann sagen: es wird ein wahrer Lujus getrieben in Blumen und Kränzen, und an Allerheiligen-Allerseelen erreicht er seinen Höhepunkt, bis dann der erste Frost alles knickt und schwarz und welk macht.

Allein im September ist noch alles blühend, wenigstens auf dem neuen Teil des Gottesackers. Auf den alten Gräbern, auf denen die verwitterten Kreuze und Steine stehen, wuchert meist Gras, und Fliederbäume senken ihre Wurzeln tief grabein.

Unter den neuen Gräbern ist da eines, das nicht blüht. Staubig liegt der Lehmhügel. Sonntags nach dem Hochamt steht auch niemand da, der betet. Auch nachmittags nach dem Kaffeetrinken, wenn die Weiber vor der Rosenkranzandacht oder danach ihren Spaziergang auf den Kirchhof machen, ist niemand am Grabe, der mit sanften Worten von dem spricht, der da drunten ruht. Immer liegt das Grab allein und verlassen. Höchstens daß die Vorübergehenden auf das Kreuz deuten und hämisch dazu lachen.

Aber da ist nun der zweite Sonntag im September angebrochen, und Karl Salzer macht sich in der Frühe parat, um in die Sechsuhrmesse zu gehen. Er steht vor der Waschküffel, tunkt den Kamm in das Wasser, in dem er sich bereits gewaschen hat und fährt damit durchs Haar, strählt die nassen Haare alle nach vorn und zieht dann übers linke Auge den Scheitel. Onkel Hannes nennt Karls Scheitel ein feines Lauspfadchen. Wie der Bursche sich herumdreht, um aus dem Schranke einen frischen Kragen zu holen, sieht er die Tante Male durch den Hof gehen.

„G' Morje, Tante Male!“ ruft er zum Fenster hinunter. „Ei, ich wollt Euch nur mal fragen, ob ich heut schon vor der Kirch meinen Kaffee trinken könnt?“

„Ei jo!“ erwidert Male, „das kannst du; ich brüh ihn jekert über. Hast du was vor?“

Da legt der Junge die beiden Hände hohl um den Mund und ruft halblaut hinunter:

„Tante Male, ich kann's jekert net mehr aushalten, ich will mal auf den Kirchhof gehen an meinem Vater sein Grab!“

„'s recht, lieber Bub, das tu du nur!“ entgegnet Male Holtner erfreut, die schon mehrmals dem Bruder Hannes gesagt hat, daß er den Burschen doch einmal auf den Kirchhof stäuben solle, wohingegen der Bruder Hannes stets erklärt hat, dazu dürfe man den Karl nicht zwingen, das müsse von selber kommen.

Karl wartet immer, bis es „ausgeläutet“ hat, und geht dann erst aus dem Hause. So ist er sicher, auf dem Kirchwege ziemlich allein zu sein. Auch heute macht er es so.

In der Kirche stellt er sich unter die Stiege, die auf die Empore führt; da ist er unbeachtet. Er klappt sein Gesangbuch auf und blättert sich zur ersten Messandacht, das ist die, wie der Priester sie am Altare betet. Auf der linken Spalte stehen die Gebete in lateinischer Sprache, auf der rechten in deutscher. Karl war als Schüler Messdiener gewesen. So weiß er alle Antworten des Ministranten auswendig, und auch die Gebete des Priesters sind ihm geläufig, soweit sie laut

gesprochen werden. Wenn man das sieben Jahre täglich hört, lernt man's auch und hat dann immerdar seine Freude daran, die lateinische Messe mitzubeten. Er kann zwar das Lateinische nicht übersetzen, aber rechts die Gebete hat er auch schon hundertmal gelesen, um zu wissen, was das Lateinische eigentlich heißt. Ein Pfarrer kann diese lateinischen Gebete schon ziemlich rasch sprechen, aber er ist ein Stümper gegen seine Ministranten, die ihre Antworten herunterrasseln, als sei eine Kapselmaschine in Tätigkeit gesetzt. Darum schadet es auch gar nichts, wenn Karl ein bißchen später in die Kirche kommt und der Pfarrer das Staffelebet bereits beendet hat. Karl Salzer, gewesener Metzdiener, holt ihn noch ein.

„Introibo ad altare Dei! Ad Deum, qui laetificat juventutem meam!“

Aber heute geht es doch nicht so fließend wie sonst. Er muß beständig daran denken, daß er nachher auf den Friedhof gehen, daß er da seines Vaters Grab sehen wird. Wie das aussehen mag unter den anderen? Gewiß nicht schön! Ob und kahl, die anderen dagegen blühend. Noch vor der Kirchweih, die in acht Tagen ist, wird er es mit Blumen bepflanzen. Tante Male wird ihm sicher einige Geranienstöcke aus ihrem Garten geben.

Nach der Messe geht er zum Pariser Tor hinaus und die Rabenheimer Chaussee hinauf. Den Haupteingang, der an der Aneisenheimer Straße liegt, will er nicht benutzen; man soll ihn nicht sehen. An der Nordseite des Friedhofs führt ein Weg vorbei; dort ist auch ein Tor. Mitunter steht es auf; man kann einmal probieren. Ist es aber verschlossen, so kann man ja oben drüber klettern.

Karl findet das Tor wirklich verschlossen. Da schiebt er sein Gesangbuch in die Rocktasche; recht zwingen muß er es, denn es ist klogig und dick wie ein Backstein. Dann drückt er den Hut fester in den Kopf und schaut sich noch einmal scheu um, ob ihn auch keiner belauern könne. Aber in der Sonntagsfrühe sind die Felder leer von Menschen, und Fuhrverkehr ist auf der Rabenheimer Chaussee Sonntags auch nicht. So steigt er unbemerkt auf das Lattentor und schwingt sich darüber — drunten steht er auf dem Kiesweg des Friedhofs, steht stille und lauscht.

Es ist nichts zu hören, nur sein eigen Herz klopft so laut, daß er den Mund öffnen muß. Wohl hundertmal sagt er es sich vor, daß er kein Dieb sei, sondern wie jeder das Recht habe, den Kirchhof zu besuchen, aber seine Beklemmung will nicht weichen.

Auf den Fußspitzen schleicht er weiter, die Augen weit offen, der Gehörsinn aufs äußerste gespannt, der Oberkörper nach vorn gerückt. Erst als er mehrere Seitenwege gekreuzt hat, merkt er sich seinen Diebsgang an. Im stillen schilt er sich einen Esel und sucht seine erregten Nerven zu einer Dämpfung zu zwingen. Vor allem tritt er nun mit vollem Fuße auf. Aber schon gleich darauf erschrickt er vor seinem eigenen Schritt. Zwar ist es helllichter Tag, die Vögel tirillieren, und die liebe Sonne scheint.

Die Sonne jubelt es da in ihm, und über die Bäume des Parks hinweg, über denen sie steht, schaut er zu ihr auf. Im September kann ein starkes Auge schon in ihr Leuchten hineinschauen, so lange sie noch im Osten steht, und Karl schaut ihr tief ins reine Antlitz. Das gibt ihm Mut. Das hat er nun schon vom Unkel Hannes gelernt, Mut zu schöpfen und seelische Ruhe aus dem bloßen Anblick der Sonne, die er als lebendiges Körperwesen fühlt.

Mit raschen fröhlichen Schritten geht er nun auf das Grab des Vaters zu, das letzte in der Reihe. Wohl liegt es da ohne den Schmuck blühender Blumen, aber Mutter Sonne streichelt es auch mit ihren goldenen Händen.

Und jetzt steht er davor, sieht zuerst hinunter auf den Staub des Hügels und dann auf zum Kreuze. Kaum hat er den Blick darauf geheset, als er zusammenfährt, wie von einem heftigen Schrecken erfaßt. Dann nähert er sich dem Kreuze auf halbe Grabeslänge, bleibt stehen, beugt sich vor und starrt auf das Schildchen, das die Aufschrift trägt. So steht er eine Weile ganz wortlos und starrt und starrt.

Aber dann reckt er die geballten Fäuste zum Himmel auf, schüttelt sie und schreit:

„Ein Dunnerkeil vom Himmel soll den verschmeißen, der sich an dem Grab vergriffen hat!“

Das Echo hallt verworren tief drunten im Park, und gleich darauf von dem Wege her, der hinter dem Schloßgarten her nach Zockheim führt, ein wiehernendes Gelächter. Ein paar Bauernburschen stehen da und haben gesehen, was an dem Grabe da oben vorgeht. Sie wissen auch den Grund zu Karls Fluch.

Der aber steht und starrt in tiefstem Schmerz wieder auf das Kreuz.

Auf das war geschrieben gewesen:

Hier ruht in Gott

Franz Salzer.

Und nun sind die Worte „in Gott“ hinweggekraxt.

Karl tritt ganz heran und betrachtet das Schild genau. Da sieht er, daß die Ölfarbbündelchen, die an der beschädigten Stelle herunterhängen, noch ganz feucht sind. Er bückt sich, ob er auf dem Boden auch noch von dem Schabfelfände, doch es ist nichts zu sehen. Der Wind scheint es verweht zu haben. Da zupft er die Farbbündel von dem Kreuze ab, legt sie auf die flache linke Hand und zerreibt sie mit dem Zeigefinger der rechten. Kein Zweifel! sie sind noch feucht und färben die Haut. Karl kann sich das nicht erklären. Sonst ist das Kreuz ganz trocken und färbt nicht mehr. Er schüttelt den Kopf.

Doch auf einmal kommt ihm die Erleuchtung wie ein Blitz. Das „in Gott“ war schon einmal abgeschabt gewesen und ist jedenfalls im Auftrag des Ankels Hannes wieder erneuert worden. Und demnach ist es schon zum zweitenmal ausgekraxt. Da wacht das Weh, von dem seine Sinne durch die Aufmerksamkeit der Untersuchung etwas abgelenkt war, mit doppelter Schärfe auf. Er hängt die Arme über das Querholz des Kreuzes und sinkt schlaff zusammen. Das Kreuz ächzt und neigt sich zur Seite.

Tante Settchen hat ihm das so schön gesagt von der vollkommenen Reue, die nach seinem katholischen Glauben der Mensch erwecken muß, um aus tiefster Sünde heraus wieder ein Sohn Gottes zu werden. Und an der Hoffnung, daß sein Vater sie erweckt und dadurch seine Seele vor der ewigen Qual gerettet haben könnte, hat er sich aus seinem Leid aufgerichtet, und sie allein hat ihn das ertragen lassen, daß man seinem Vater alle Ehren des Grabes verweigerte, die man sonst jedem gibt, wenn er auch nur aus äußerer Gewohnheit seine religiösen Pflichten erfüllt hatte. Und nun waren die Bauern so boshaft, ihrer Meinung, daß der Selbstmörder in tiefster Hölle brenne, in so roher und die Hinterbliebenen

so verletzender Weise zum Ausdruck zu bringen. Daß sie die Worte „in Gott“ entfernten, ist für Karl soviel, als hätten sie auch gleich hingeschrieben: Hier ruht im Teufel. Als ob im Teufel, der die ewige Unruhe und Qual selbst ist, eine Seele ruhen könnte! Doch daran dachten sie nicht, sie wollten eben nur nicht leiden, daß ein Selbstmörder in Gott ruhe. Warum haben sie dann nicht gleich die ganze Überschrift hinweggefegt? Karl meint, daß es ihn dann weniger schmerzt hätte. Die Entfernung des Namens Gottes auf dem Kreuze ist ihm das Schmerzlichste.

Zugleich mit seinem Schmerze steigt in ihm der Zweifel auf, ob der Vater denn wirklich auch die wenigen Lebensaugenblicke, die ihm geblieben waren, zur Erweckung einer vollkommenen Neue benutzt habe.

Diese Frage quält ihn nun fast noch mehr als die Schändung des Kreuzes an sich.

Um dieselbe Zeit sagt Male Holtner zu Hause bei ihren Brüdern:

„Was ist's doch so gut, daß ich das drauß auf dem Kirchhof gesehen hab und daß ich's diese Woche gleich hab machen lassen. Heut morgen hat er schon vor der Frühmeß gesagt, daß er naus auf den Kirchhof ginge!“

„Möcht wissen,“ fragt Hannes Holtner, „wer da so boshaft war und seinen Zorn an dem Kreuz hat auslassen müssen?“

„Bicht, bicht, sei still!“ wirft der Vinzenz dazwischen, „aweil seh ich ihn zum Tor reinkommen!“

Sie stehen vom Kaffeetische auf, und Hannes Holtner geht hinaus in den Hof.

Sofort fällt ihm das verstörte Wesen des Burschen auf, aber er denkt, daß ihn der Besuch des Friedhofs und des Grabes seines Vaters so erregt habe. Erst als der Junge ihm keinen Guten Morgen wünscht, was er selbst damals nach dem Tadel über die Schönheitsaugen nicht unterlassen hat, wird Hannes Holtner stutzig. Er schaut seinen Schützling noch einmal scharf an; dann ruft er ihm zu:

„Karl, geh mal da her!“

Der tut das und sieht mit dem Ausdruck unsäglicher Qual in den Augen zu seinem alten Freunde auf.

„Na, sag mal, lieber Bub, was ist dir denn in aller Herrgottsfrüh schon über die Leber geloffen, weil du ein Gesicht machst wie das Leiden Christi?“

„Unkel Hannes, die miserablen Menschen henn das Kreuz von meinem Vater verschändet!“

Nun steht Hannes Holtner starr da und weiß nicht, was er antworten soll. Hat der Junge herausgefunden, daß die Stelle bei den Worten „in Gott“ frisch überstrichen ist? Dann wäre es vielleicht am geschicktesten gewesen, das ganze Schildchen neu schreiben zu lassen. Verflizte bäuerische Knickerigkeit!

„Was henn die?“ fragt er, um etwas zu reden.

„'s Kreuz von meinem Vater verschändet! ‚in Gott‘ henn sie sauber ausgekratzt. Und, Unkel Hannes, sagt mir's mal grad heraus: Sell, 's war schon mal ausgehacht und Ihr habt's wieder machen lassen?“

Die Stallmagd kommt mit einem Korb voll Dickrüben aus dem Keller und sieht erstaunt auf den erregten Ackersburschen. Hannes Holtner bemerkt den Blick und sagt zu Karl:

„Karl, saß dich ein bißjen; ein Weibsbild braucht nicht zu sehen, wenn ein Mannskerl mal von etwas angepakt worden ist. Komm, wir wollen mal zusammen in die Stub gehen!“

Er packt den Burschen beim Genick und schiebt ihn ins Haus. Gerne hätte er ihn an der Hand genommen, aber das sieht Hannes Holtner, dem Hünen, allzu zärtlich aus. In der Stube drückt er ihn in den altväterischen Lehnstuhl und sagt mit ruhiger Stimme zu ihm:

„So, jetzt wollen wir mal ruhig miteinander reden. Faß dich ein bißjen, mein lieber Bub, sag ich dir noch mal; man kennt dich ja sonst gar nicht mehr. Du bist doch schon ein ganz anderer Kerl worden, seitdem du bei uns bist!“

„Seit ich bei Euch bin, Onkel Hannes, bloß bei Euch!“ unterbricht Karl den Sprechenden, dem er seine Liebe beweisen will.

„Na, meinetwegen, seit du bei mir bist. Und du wirfst doch jetzt net alles übern Haufen schmeißen wollen?“

„Nein, das will ich net! Aber seht Ihr, Onkel Hannes, das war mein einziger Trost gewesen, daß mein Vater in den paar Minuten, die er noch gelebt hat, sein Vergehen gegen unsern Herrgott und gegen seine Geseze bereut haben könnte, und daß er deswegen net ganz verloren gangen wär. Und jetzt fragen die mir das ‚In Gott‘ weg. Warum nur? Warum?“

Hannes Holtner aber sagt mit der unerschütterlichen Ruhe des Alters:

„Ja, jetzt sag mal, du Hizeblitz, brauchst du dir deswegen deinen Glauben, daß dein Vater alles bereut haben könnte, nehmen zu lassen, bloß weil so ein paar Menschochsen, und dazu noch recht ordinäre, sich an deinem Vater seinem Kreuz vergriffen haben?“

Karl Salzer schweigt still, weil er einsieht, daß der Onkel Hannes wieder einmal recht hat.

„Du hast mir schon erzählt, daß dir nix mehr dran liegen tät, wie dein Vater begraben worden ist, weil das alles nur äußerliche Form wär, die an der Sach, daß dein Vater für die Ewigkeit doch gerettet sein könnt, nix ändern tät. Wenn du ein klein bißjen selber täfst weiterdenken, müßst du auch von selber draufkommen, daß es auch nix ausmachen tät, wenn dein Vater überhaupt kein Kreuz hätt, wenn er nebig der Kirchhofsmauer eingescharrt worden wär wie vor fünfzehn, zwanzig Jahr der fremde Soldat, der sich in unsrer Gemarkung von der Mainzer Eisenbahn hat totfahren lassen, an den niemand mehr denkt. Ist's so, oder ist's net so?“

Karl gibt keine Antwort und sinnt vor sich hin, sinnt und sinnt, fährt nach einer Weile auf und redet ganz gemessen und betont:

„Onkel Hannes, jetzt horcht mal, was ich mir aweil so zusammen-gedenkt hab!“

„Wenn einer vor seinem Tod alles so gemacht hat, wie's in den Kirchen-geboten steht, wenn er grad vor seinem letzten Schnappert noch ein paar Sünden gebeichtet und's Nachtmahl kriegt hat, dann muß ihn der Pfarrer kirchlich begraben. Onkel Hannes, denkt an den pensionierten Gendarm aus der Schragengäß da drauß! Der hat, so lang ihn eins gefannt, seiner Lebtag auf die Pfarrer geschimpft, was es das Zeug gehalten hat, ist jahrzehntelang net zum Nachtmahl gangen, noch net mal auf Ostern, wo man doch gehen muß, hat net an unsern Herrgott geglaubt und hat immer gespottet auf ihn. Wie ihm sein lezt Stündchen geschlagen hat, bestürmt ihn seine Frau: Adam, laß dir den Pfarrer rufen, Adam laß dir den Pfarrer rufen! Er läßt ihn rufen; der Pfarrer kommt, bleibt eine

Stund lang draußen bei ihm, holt das Nachtmahl und das Heilig Öl, und alles ist gut. Am selbigen Tag stirbt er noch, und drei Tag drauf tut ihn der Pfarrer begraben, als wär er seiner Lebtag der beste Christ von der ganz Gemein gewesen. Mein Vater hat seiner Lebtag seine religiösen Pflichten erfüllt und ist alle Ostern zum Nachtmahl gangen, und grad in dem letzten halben Jahr läßt er sich durch den stinkigen Jud zu hohen Spekulationen verleiten. Die Sach geht fehl, und er schießt sich tot. Gelebt hat er noch, vielleicht noch eine Viertelstund lang. Alles kann er bereut haben. Aber man weiß es nicht. Der Pfarrer hätt's hören müssen, dann wär er auch kirchlich beerdigt worden. Und weil ich glaub, daß er bereut hat, liegt mir auch nichts an dem äußerlichen Formelkram. Aber jekert horcht mal, Unkel Hannes, und das ist es, Unkel Hannes, was ich mir ausgedenkt hab: wenn uns der Pfarrer in der Schul gelehrt hat, daß eine vollkommene Neue im Augenblicke des Todes genügt, um einem vor der ewigen Verdammnis zu bewahren, dann muß er doch in meinem Fall so viel für die Ehre von meinem toten Vater tun und von der Kanzel herunter den Bauern sagen, daß mein Vater vor seinem Tod, der net gleich eingetreten ist, eine vollkommene Neue erweckt haben könnt, daß er demnach net in der Höll wär, und daß berntwegen die Bauern auch kein Recht hätten, an dem Kreuz das „In Gott“ auszutragen. Und er muß ihnen sagen, lieber Unkel Hannes, wenn sie's doch wieder täten, wär's grad so gut, als hätten sie keinen Glauben an unserm Herrgott seine Barmherzigkeit!“

Er schweigt und sieht den Hannes Holtner fragend und erwartend an.

Der schaut nachdenklich vor sich hin und nickt ein paarmal mit dem Graukopf, reckt sich gerade auf zu seiner Hüenengröße, zieht auch den Karl Salzer aus dem Sessel und sagt zu ihm:

„So, mein lieber Bub, jekert bist du kein Menschochs mehr, und heut Mittag gehst du nauf zum Pfarrer, wenn die Mittagskirch aus ist, und sagst ihm das mit der vollkommene Neue genau so, wie du mir's gesagt hast. Und nachher wirst du sehen, was er macht. Denn das hast du dir so gut ausgeheckt, daß er net dran vorbei kann! Entweder — oder!“

Der Bursche ist wieder gefaßt. Daß er auf diesen Gedanken gekommen ist, gibt ihm das Gefühl der Männlichkeit. Er kann nun auch mit der Tante Male und dem Unkel Binzenz über den Fall ganz ruhig reden. Die Tante Male macht ihm einen Vorwurf daraus, daß er nicht schon lange einmal auf den Friedhof gegangen ist. Sie habe ja selbst das Grab schon einmal mit Blumenstöcken versehen wollen, aber dann habe sie sich über Karls Gleichgültigkeit so geärgert, daß sie es doch gelassen und gedacht hätte, wenn der sich nicht darum bekümmert, was geht's mich an!

„Dem Bub war die Sach net gleichgültig!“ knurrt Hannes Holtner dazwischen. „Der ist aus einem ganz anderen Grund net hinaus. Aber so was begreift ein Weibsbild net; je länger das Haar, um so kürzer der Verstand!“

Dann aber kann Karl Salzer es nicht erwarten, bis es nachmittags fünf Uhr ist. Denn erst um diese Zeit kann man den Pfarrer sprechen. Von Zwei bis Drei ist er in der Nachmittagsandacht, die aber sein Kaplan vorbeten muß, obwohl der eigentlich von seinen Filtalgängen viel müder ist als der Pfarrer.

Von Drei bis Vier trinkt er Kaffee und ruht sich ein bißchen aus.

Von Vier bis Fünf leiht er den Kindern Bücher aus. Bücher bekommen nur die, die ihren Katechismus geläufig kennen. Und in den Büchern stehen geschrieben die Legenden der Märtyrer und Heiligen, Konvertitengeschichten und Erzählungen aus der Zeit der englischen Katholikenverfolgung.

Um die Langeweile zu vertreiben, macht der Bursche sich alles mögliche zu schaffen. Er holt den Staubbesen mit dem langen Stiel aus dem Kelterhaus und kehrt am hellen Sonntag alle Spinnweben aus dem Pferdestall. Dabei fällt Staub auf die Gänge, und er muß sie frisch bürsten und striegeln.

Zwischendurch denkt er auch einmal daran, daß er heute nicht nach Pfeddersheim zu Tante Seltchen gehen kann. Was die sich wohl nicht alles einbilden wird über den Grund seines Ausbleibens? Ihm selbst kommt gar kein Leid darüber auf, daß er heute auf den ihm lieb gewordenen Gang verzichten muß, so sehr loht in ihm die Begeisterung über die Mission, die er beim Pfarrer zu erfüllen hat. Denn wenn einmal der Onkel Hannes, der doch auf der Universität gewesen ist, sagt, die Sache sei so außerordentlich fein ausgedacht, daß selbst der Pfarrer nicht daran vorbei käme, so muß es doch auch schon etwas Besonderes sein. Er freut sich kindlich darüber, daß er auf den guten Gedanken gekommen ist, der den Bauern am nächsten Sonntag von der Kanzel herunter einen Rüssel eintragen wird.

Vom nächsten Sonntag ab wird er auch nicht mehr in die Frühmesse gehen, sondern ins Hochamt. Mitten unter seine alten Kameraden wird er sich setzen. Zweimal hat er nun auch schon die Christenlehre versäumt, die die schulentlassene Jugend bis zum zwanzigsten Jahre besuchen muß. Da wird ihm der Pfarrer heute gleich einen Abpußer geben.

Raum hat die alte große Standuhr, die vom Fußboden bis an die niedere Decke reicht, ihre fünf Schläge getan, als Karl sich auf den Weg macht.

(Fortsetzung folgt)



## Mensch und Technik

Von Dr. Otto Goebel-Berlin



or mir liegen zwei Werke: ein kleines und ein großes. Sie scheinen nichts weiter miteinander zu tun zu haben, als daß der Zufall sie gleichzeitig auf meinen Schreibtisch gelegt hat; das erste heißt: „Entlegene Spuren Goethes“\*), das andere: „Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert“\*\*).

\*) „Entlegene Spuren Goethes“, Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und deren Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. Von Max Geitel. H. Oldenbourg, München und Berlin 1911.

\*\*\*) „Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert“, 3 Bände. Georg Westermann, Braunschweig 1912.